

Luise Läufer

Vergessenes Land

Mit Gott am Ende der Erde



EDITION WORTSCHATZ

Druck und Bindung des vorliegenden Buches erfolgten in Deutschland. Das verwendete Papier ist FSC-zertifiziert. Als unabhängige, gemeinnützige, nicht staatliche Organisation hat sich der Forest Stewardship Council (FSC) die Förderung des verantwortungsvollen und nachhaltigen Umgangs mit den Wäldern der Welt zum Ziel gesetzt.



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.d-nb.de abrufbar.

Bibelzitate, sofern nicht anders angegeben, wurden der Lutherbibel in revidierter Fassung von 1984 entnommen. © Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart

Lektorat: Lukas Baumann

Umschlaggestaltung: Jörg Ehlerding

Umschlagbild: © istockphoto.com/Sunset in Maubara/CarolinaGNP

Bilder Inmenteil: © privat

Satz und Herstellung: Edition Wortschatz, Schwarzenfeld

© 2016 Luise Läufer

Edition Wortschatz, Schwarzenfeld

ISBN 978-3-943362-25-1, Bestell-Nummer 588 846

Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise,
nur mit Genehmigung der Autorin

www.edition-wortschatz.de

EDITION WORTSCHATZ



Inhalt

Vorwort	7
1. Am Ende der Erde	9
2. Wie alles anfang.	11
3. Gambia	14
4. In Westtimor	26
5. In der Warteschleife	33
6. Umzug ins Tal	43
7. Im Land meiner Berufung.	48
8. Beginn in Lospalos.	64
9. Menschen, die mir nahestehen	71
10. Unerwartete Schwierigkeiten	75
11. Neuer Einstieg in Lospalos	80
12. Erweiterung unseres Zelttes.	92
13. Politische Turbulenzen	96
14. Auf und ab des Neuanfangs	107
15. Gäste aus aller Welt	121
16. Die Klinik: Eine Welt für sich	129
17. Neue Höhen und Tiefen	136
18. Gib mir diese Berge.	140

Vorwort

„Wir hätten es nicht tun sollen ... aber jetzt ist es nicht mehr rückgängig zu machen!“

Vor uns, auf dem Boden unserer Wohnung in Batu/Indonesien, lag der Haufen zerrissener, hochinteressanter, nüchterner und gleichzeitig innerlich stark bewegender Briefe, die Luise Läufer uns über Jahre hinweg aus Osttimor geschickt hatte. Aber so hatte sie es gewollt: „Bevor Ihr Indonesien verlasst, vernichtet bitte alle meine Briefe!“

Wie oft haben wir hinterher zueinander gesagt: „Wir hätten ihr nicht gehorchen sollen!“

Warum? Nicht nur, weil diese Briefe einmalige Augenzeugenberichte aus einem fast unbekanntem Land waren. Nicht nur, weil Luise Läufer einen packenden Stil schreibt. Luises Einsatz für die ganz Armen war und ist eine Demonstration der Liebe Jesu. Bereit zum persönlichen Verzicht für die Kranken, die keinen Arzt haben. Ihr Leben zeigt, was Jesus tun kann – durch eine einzelne Frau, die sich in Katastrophen und Enttäuschungen unbeirrt an ihn und seine Verheißungen klammert und das tut, was er sagt.

Wir freuen uns von Herzen, dass es dieses Buch jetzt *doch* gibt. Wieviel *Ermutigung* steckt in dieser ungeschminkten, unromantischen Schilderung des Missionarsalltags!

Ermutigung, sich vertrauensvoll auf den Weg zu machen, wenn Gott ruft.

Ermutigung zum Verzicht, damit anderen geholfen wird und sie Jesus begegnen können.

Ermutigung zum Gebet in auswegloser Situation und schier undurchdringlicher Dunkelheit.

Ermutigung, dass Er Kraft geben kann, wenn es an die äußersten Grenzen der körperlichen, psychischen und geistlichen Kraft geht!

Ermutigung, zu vertrauen, dass Gott doch zum Ziel kommt – trotz fehlender Erfolge und enttäuschender Umwege.

Liebe Luise, danke, dass Du Dein Leben mit uns teilst. Danke für dieses Buch.

„Herr, sende mehr Arbeiter auf deine Felder, um die große Ernte einzubringen!“

Traugott und Hanni Böker

1. Am Ende der Erde

Die Masern gehen um! Wir haben alle Hände voll zu tun in unserer Poliklinik in Lospalos. Mütter mit Kindern, die wir nie zuvor gesehen haben, suchen bei uns Hilfe. Die Buschtrommel verkündet es: „Zu ‚denen‘ kann man auch mit Masern-Kindern gehen.“ Hier im Bergland von Osttimor herrscht ganz allgemein der Aberglaube: Masern-Patienten dürfen nicht behandelt werden, sonst sterben sie.

Wie das im timoresischen Alltag aussieht, erzählt uns eines Tages eine unserer Mitarbeiterinnen: „In meiner nahen Verwandtschaft ist vor kurzem ein süßes Mädchen an Masern gestorben. Die Eltern waren – der Tradition folgend – nicht zur Behandlung gegangen. Um nun herauszufinden, wer am Tod dieses Mädchens schuld sei, sucht man zwei große, nicht weit voneinander entfernte Steine, was in dieser Gegend kein Problem ist. Mutter und Vater des Kindes müssen je auf einen dieser Steine spucken. Ein Hühnchen wird in der Nähe der Steine mit langer Leine an einen Pfahl gebunden, ihm wird der Kopf abgeschlagen. Es rennt also kopflos hin und her, bis es tot umfällt. Der Stein, in dessen Nähe es nun liegt, bezeichnet den Schuldigen.“

Welch schwere Last liegt nun auf dem so erkannten „Schuldigen“ – vielleicht ein Leben lang!

Wir sind dankbar, dass von den Kindern, die man uns zur Behandlung brachte, bis jetzt keines gestorben ist. Trotzdem haben wir mit dem Leid, das viele hier betrifft, hautnah Bekanntschaft gemacht. Eines Tages kommen die Mitarbeiterinnen aus der Patientenmeldung atemlos mit der Nachricht zu mir: „Da ist eine Mutter mit ihrem Kind, das mehr tot als lebendig ist.“ Wenige Minuten später ist es im Behandlungszimmer – und tut seinen letzten Atemzug, bevor nur ein einziges Wort gesprochen ist. Auch da hatte die Schwiegermutter verboten, das Kind rechtzeitig zur Behandlung zu bringen. Uns bleibt nur noch, der

Mutter unser Mitgefühl zum Ausdruck zu bringen, den Schmerz mit ihr zu teilen.

Aber ... wie bin ich überhaupt am Ende der Erde gelandet und kümmere mich um kranke und unterernährte Kinder?

2. Wie alles anfing

Das Zuhause

Mit einer älteren und einer jüngeren Schwester bin ich in der Obhut gläubiger Eltern aufgewachsen.

Als Kind war ich oft krank, etwa einmal pro Jahr sehr krank – bis der Arzt eines Tages Tbc (Tuberkulose) feststellte, nicht nur einen Fleck in der Lunge, sondern auch Tbc-Drüsen im Bauch. Damals gab es noch nicht die Tbc-Medizin wie heute. Ich musste einfach nur liegen. Schwer für ein lebhaftes Kind wie mich. Bei gutem Wetter trug Mutter mich in die Gartenlaube, bei Regen lag ich tagsüber auf dem Sofa.

Eines Tages hatten wir Besuch von einer befreundeten Diakonisse. Ihr erzählten die Eltern von ihrem Kummer mit mir und meiner Krankheit. Nach einer Zeit des Schweigens sagte sie: „Wir wollen beten.“ Ich verstand nicht, was sie betete. Aber nach dem Amen erklärte sie mit großer Gewissheit: „Sie wird wieder gesund und eine Magd des Herrn werden.“ Diese Gewissheit erstaunte mich.

Die Genesung kam nicht schlagartig, aber sie machte Fortschritte. Das zum großen Teil versäumte Schuljahr wiederholen zu müssen war ein bitterer Wermutstropfen.

Die evangelische Gemeinschaft, zu der unsere Familie gehörte, war mit der Zeit in recht gesetzliches Fahrwasser geraten. Es gab eine lange Liste mit „du musst ...“ und „du darfst nicht ...“. Das begann schon in der Sonntagsschule und machte das Christsein für mich nicht sehr anziehend. Auch meine Krankheit schien eine Strafe Gottes zu sein.

Mit 16 Jahren – während einer Evangelisation durch einen auswärtigen Evangelisten – lud ich Jesus in mein Herz und Leben ein. Das war ein unbeschreibliches Glück, das mein ganzes Dasein erhellte.

Beruflich wurde ich zuerst Arzthelferin, später medizinisch-technische Assistentin (MTA). Anschließend arbeitete ich im Krankenhaus meiner Heimatstadt Lahr. Aber Gott sprach immer wieder durch Worte zu mir, die in Richtung Mission wiesen.

Der Ruf

Zu Hause hatten wir öfters Besuch von Missionaren, u. a. von Gambia/Westafrika. Eine andere Missionarin erzählte, sie fühle sich nach Osttimor gerufen und suche noch eine Kollegin. Osttimor war damals noch portugiesische Kolonie und für Ausländer verschlossen, zunächst schien die Lage also aussichtslos. Später an diesem Tag, beim Geschirrspülen, sagte Gott leise zu mir: „Du gehst mit nach Osttimor.“ Eigentlich wusste ich noch gar nicht, wo dieses Fleckchen Erde auf der Landkarte zu finden ist. Und zudem wollte besagte Missionarin die Bibel übersetzen, während ich mehr der praktische Typ bin. Ich fand das unrealistisch und wollte vergessen. Und ich vergaß.

Einige Jahre später erlitt unsere Mutter einen Schlaganfall, war halbseitig gelähmt und blieb mehrere Jahre pflegebedürftig zu Hause. Zu ihrer Pflege ließ ich mich vom Dienst im Krankenhaus freistellen. Um die Zeit zu nützen absolvierte ich nebenbei eine Korrespondenz-Bibelschule.

Nach Mutters Heimgang am 14. Juni 1973 konnte ich mit Vater nach Indonesien reisen, um dort meine jüngere Schwester zu besuchen. Hier traf ich jene Missionarin für Osttimor wieder. Ihr stand eine dienstliche Reise nach Westtimor bevor und sie lud mich ein, sie zu begleiten. Zusammen flogen wir nach Kupang und in abenteuerlicher Fahrt – mit Unbekannten – in einem Jeep bis an die Grenze Osttimors. Noch immer war das Land verschlossen, und ich empfand die Atmosphäre, so nah an der Grenze, als sehr bedrückend. Ich war irgendwie verwirrt im Blick auf die Zukunft.

Zurück in Kupang suchte ich einen einsamen Ort am Meer, um neu zu fragen: „Herr, was sagst du?“ Die Antwort kam unmissverständlich durch Matthäus 14,14: „Jesus sah die große Menge; und sie jammerten ihn und er heilte ihre Kranken.“ Ich wusste: Nur Er kann Kranke heilen, aber wir können seine Hände und Füße sein.

An diesem Tag wurde die Bitte in meinem Herzen lebendig: „Herr, gib mir Gelegenheit, in einer ärztlich geführten Klinik in einem tropischem Land die erforderliche Qualifikation zu erhalten.“ Dabei stand mir gleich Gambia mit seiner ausgedehnten ärztlichen Mission vor Augen.

Zunächst ging der Weg aber wieder nach Hause. Neben der Arbeit im Krankenhaus betreute ich unseren alternden Vater. Nach seinem Heimgang am 28. März 1976 legte ich wie Gideon¹ ein Vlies aus: „Gott, wenn das alles von dir kommt, was ich gehört habe, lass mir bitte eine Einladung aus Gambia zugehen.“ Menschlich gesehen war das unmöglich, man wurde nicht angefordert, man stellte sich der Mission zur Verfügung. Aber wider alles Erwarten hielt ich zwei Wochen später eine Einladung aus Gambia in Händen.

Im Herbst des gleichen Jahres absolvierte ich den Kandidatenkurs bei WEC International, und im darauffolgenden Jahr die Sprachschule in England.

¹ Siehe Richter 6,36–40.